

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	33 (1957-1958)
Heft:	4
Artikel:	Wie Ausländer zu Schweizern werden : das dringende Problem der Assimilation
Autor:	Guggenbühl, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073471

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie Ausländer zu Schweizern werden

Das dringende Problem der Assimilation

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Wir steuern mit vollen Segeln, wenn auch mit geschlossenen Augen einer neuen Überfremdung entgegen. Die Ursache liegt im Zustrom der vielen Fremdarbeiter – Ende August waren es 377 000 – und der steigenden Zahl der Mischehen – jede siebente ist eine solche. Gegen diese Gefahr, die unseren Staat in seinen Grundlagen bedroht, gibt es zwei Abwehrmittel: Wir müssen verhindern, daß die Zahl der Ausländer zu groß wird, und wir müssen uns bemühen, jene, die dauernd hier bleiben, zu assimilieren.

Es kommt auf beide Parteien an

Obwohl von der richtigen Lösung des Assimilationsproblems das Sein oder Nicht-Sein der Eidgenossenschaft abhängt, befaßt man sich nur selten mit dieser Frage. Zum mindesten unterschätzt man ihre Bedeutung und überschätzt unsere Assimulationskraft. Aus verschiedenen Gründen ist diese leider nicht so groß wie in manchen andern Ländern, zum Beispiel in den Vereinigten Staaten oder Frankreich.

Die USA werden mit Recht mit einem Schmelziegel verglichen. Da kommen Einwanderer aus der ganzen Welt, aus Deutschland, Norwegen, Italien, aus Polen, aus dem Balkan, aus Syrien und Puerto Rico, mit den verschiedensten Sprachen, Sitten, Ansichten, und trotzdem gelingt es, sie zu Amerikanern umzuschmelzen.

Wie läßt sich diese faszinierende Erscheinung erklären?

Die Historiker behaupten, daß es immer die höhere Kultur sei, welche obsiege, daß also sogar bei Eroberungen die Überlagerer die Kultur der Besiegten annähmen, falls diese höher stehe.

In Tat und Wahrheit kommt es wohl weniger auf die Höhe einer Kulturstufe an, als darauf, wie sie bewertet wird. Die USA sind in der glücklichen Lage, daß sie von fast allen Einwanderern von vorne herein als das gelobte Land betrachtet werden. Diese verließen ihre alte Heimat, weil ihnen dort etwas, das ihnen lebenswichtig war, mangelte, Brot oder Freiheit oder Aufstiegsmöglichkeiten. Die Amerikaner sind deshalb die bewunderten Vorbilder.

Bei den Ausländern, die in die Schweiz kommen, ist die Lage anders, ja viele Deutsche und fast alle Franzosen sind im Gegenteil davon überzeugt, das alte Vaterland stehe kulturell höher.

Noch wichtiger ist die Einstellung der Bürger des Einwanderungslandes. Auch in dieser Beziehung liegen die Verhältnisse in der Schweiz nicht so günstig. Der durchschnittliche Amerikaner ist davon überzeugt, daß der American way of life die höchste Stufe der Vollkommenheit ist, welche die Menschheit bis jetzt erreicht hat. Abgesehen von einigen Intellektuellen, die zahlenmäßig nicht ins Gewicht fallen, fühlt er sich über die Völker Europas, von den Asiaten gar nicht zu reden, turmhoch erhaben.

Und bei den Engländern ist es nicht anders. Sie sind liebenswürdiger, höflicher und weniger taktlos, aber auch sie schauen mit Herablassung auf andere Nationen.

Und die Franzosen? Vom Minister bis zum Taxichauffeur sind sie überzeugt, daß die französische Kultur jeder andern eindeutig überlegen sei, eine Einstellung, welche die Assimulationskraft natürlich stärkt.

Für die Schweizer trifft dies alles nicht zu. Gewiß glauben auch bei uns viele, unser Staat sei der beste der Welt, und wir seien das flei-

ßigste, sauberste, sparsamste und ehrlichste Volk der Erde, aber daß wir kulturell an der Spitze ständen, wagt niemand ernsthaft zu behaupten. Im Gegenteil, viele Eidgenossen sind von einem eigentlichen Minderwertigkeitsgefühl erfüllt, was sich zum Beispiel darin äußert, daß eine schweizerische Kulturleistung erst dann bewundert wird, wenn sie vom Ausland anerkannt wurde.

Eine weitere Schwierigkeit wird verursacht durch eine typisch schweizerische Eigenschaft, die uns vor allen andern Völkern auszeichnet: Das Einfühlungsvermögen. Der Föderalismus, das enge Zusammenleben innerhalb des eigenen Landes mit Vertretern ganz verschiedener Lebensformen, hat dazu geführt, daß wir gelernt haben, das Andersartige zu respektieren. Diese Toleranz ist an sich eine Tugend, aber sie erschwert die Assimilation.

Dazu kommt noch etwas: Eine Art Störung des nationalen Selbstverteidigungswillens. So ausgeprägt dieser auf militärischem Gebiet ist, so wenig entwickelt ist er im Geistesleben. Gerade bei den Gebildeten findet die geistige Landesverteidigung immer noch nicht genügend Verständnis.

Die Amerikaner sind in dieser Beziehung instinktsicherer. Jeder Einzelne hat erfaßt, daß die Nation nur stark bleiben kann, wenn es gelingt, die Einwanderer zu assimilieren.

Das gilt aber für alle Länder. Fremde wirken zwar als belebendes Ferment, ist ihre Zahl aber zu groß, so stören sie die Kristallisation der nationalen Kräfte.

Aus dieser Erkenntnis wird in den USA die Amerikanisierung mit großer Intensität betrieben. Durch zahlreiche Abendkurse versucht man, die Einwanderer zu Amerikanern zu machen. Diese Bemühungen überläßt man aber nicht nur dem Staat, fast jeder einzelne Bürger betrachtet sich als eine Art Missionar für das Amerikanertum und verhält sich entsprechend. Wer sich anpassen will, dem hilft man. Wer der Anpassung Widerstand leistet, stößt auf scharfe gesellschaftliche Ablehnung. Das ist auch in Kanada so.

Amerika, du hast es besser

Die Assimilation in Amerika, wie auch in Frankreich, Dänemark und vielen anderen Ländern, wird allerdings dadurch erleichtert, daß diese einen mehr oder weniger

einheitlichen Lebensstil haben. Gewiß: San Francisco und New York sind verschieden und Texas ist anders als Neu-England, ein Südfranzose und ein Nordfranzose haben nicht den gleichen Lebensstil, aber diese Unterschiede zwischen den einzelnen Landesteilen sind lange nicht so groß wie bei uns.

Im großen und ganzen ist der amerikanische Lebensstil weitgehend standardisiert, und Frankreich besitzt in Paris ein Zentrum, das für das ganze Land maßgebend ist. Bei uns aber hat der Föderalismus diese Gleichschaltung verhindert.

Natürlich gibt es etwas gemeinsam Schweizerisches, etwas, das alle Eidgenossen verbindet und von den andern Völkern unterscheidet, aber dieses Gemeinsame läßt sich nicht leicht erkennen und noch weniger leicht in Worte fassen. Zum Teil beruht es gerade in der Anerkennung der Vielfalt, die dann nachher auf geheimnisvolle Weise zur Einheit wird, *zur l'unité dans la diversité*.

Das typisch Schweizerische liegt weniger an der Oberfläche, als das typisch Amerikanische oder Englische oder Französische. Es ist verborgen in den tieferen Schichten der Seele und gleicht einem starken, aber unterirdischen Strom.

Die schweizerische Vielfalt, die uns selbstständig begeistert, ist aber für den Ausländer verwirrend. Woran soll er sich halten? Auch das Essen ist ja Ausdruck des Lebensstiles eines Volkes. Es gibt eine typisch französische Eßtradition, und ebenso hat Italien eine feste Überlieferung. Die italienische Küche ist eindeutig, unverwechselbar. Wir aber haben wohl Spezialitäten aus 22 Kantonen, aber es ist schwierig, auch nur ein für unser ganzes Land typisches Menu zusammenzustellen. Alles das macht die Anpassung schwierig.

Nun muß man allerdings zugeben, daß der Anpassung nicht nur bei uns, sondern in jedem Land, Grenzen gesetzt sind. Diese sind bei jedem Menschen verschieden. Es gibt Einwanderer, die vor 30 Jahren das amerikanische Bürgerrecht erworben haben und noch so aussehen, tun und reden, als hätten sie erst vor 14 Tagen ihr Heimatland verlassen, und es gibt andere, die schon nach wenigen Jahren richtige Amerikaner geworden sind, sogar ihre Gesichtszüge haben sich verändert.

Bei uns geht dieser Prozeß meistens langsamer vor sich. Oft braucht er mehr als zwei Generationen. Das zeigte sich deutlich in den

Jahren vor dem letzten Weltkrieg. Unter den Mitgliedern der nationalsozialistischen und faschistischen Bewegungen in der Schweiz gab es viele junge Leute, die zwar hier geboren und aufgewachsen, aber doch nicht vollständig assimiliert waren, und bei denen deshalb plötzlich die Stimme des Blutes wieder zur Geltung kam.

Viele der Zugewanderten – und es sind vielleicht nicht einmal die schlechtesten – leisten der Assimilation Widerstand. Die Aufgabe ihrer angestammten Art erscheint ihnen als Schwäche. Das ist aber nicht richtig. Widerstand gegen ein Anpassen an veränderte Lebensbedingungen ist in vielen Fällen alles andere als ein Ausdruck von Lebenstüchtigkeit. Sind nicht jene Lebewesen ausgestorben, die sich im Verlaufe der Jahrhunderttausende den Veränderungen des Klimas nicht anpaßten? So kann man auf der ganzen Welt beobachten, daß Familien, die den Wohnsitz wechseln, aber starr am Alten festhalten, vereinsamen und zugrunde gehen.

Natürlich ist in der Schweiz die Assimilation nicht für alle Nationen gleich leicht. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, die unmittelbaren Nachbarn unseres Landes wären in dieser Beziehung im Vorteil. Ein Süddeutscher und ein Vorarlberger werden eher größere Schwierigkeiten haben, sich zu assimilieren, als ein Norddeutscher, ein Skandinavier, Holländer oder Amerikaner. Dort, wo die Unterschiede – auch jene der Sprache – in die Augen springen, merkt der Zugewanderte deutlich, daß er eine neue Welt betreten hat. Gerade bei den Schwaben und Württembergern besteht aber immer die Gefahr, daß sie meinen, sie seien zu Verwandten gekommen. Und weil die schweizerische Kultur eine eminent politische Kultur ist und eine «Verschweizerung» gar nicht möglich ist, ohne daß man politisch umdenkt, ist es vielleicht für den Bürger eines Landes mit alter demokratischer Tradition wie Amerika leichter, Schweizer Bürger zu werden, als für einen Deutschen.

Ein Bürgerbrief ist kein Kaufvertrag

Welche Folgerungen ergeben sich nun? Sicher darf man niemals von einem Ausländer verlangen, er müsse sich unserem Wesen anpassen, wenn er nur vorübergehend hier Wohnsitz hat. Das gilt also für alle

Fremdarbeiter, welche die Absicht haben, wieder zurückzukehren.

Es ist aber auch durchaus in Ordnung, daß irgend ein Ausländer ein ganzes Leben lang hier tätig ist, als Angestellter oder als Geschäftsinhaber oder als Dozent, ohne daß er Schweizer werden will. Dieses Verhalten ist genau so ehrenhaft wie jenes vieler Auslandschweizer, die Schweizer Bürger und nur Schweizer Bürger bleiben wollen. Es ist sogar durchaus möglich, daß diese Einstellung auch von der zweiten und sogar dritten Generation übernommen wird. Staatspolitisch gefährlich können diese Gruppen nur werden, wenn sie infolge der großen Zahl ihrer Mitglieder zu eigentlichen Kolonien werden.

Grundsätzlich anders aber liegt der Fall bei einer Einbürgerung. Leider sind es fast ausschließlich Juristen, die sich mit Einbürgerungsfragen befaßten. Es geht aber dabei nicht nur um rechtliche, sondern in erster Linie um soziologische und psychologische Probleme. Ein Bürgerbrief ist etwas anderes als ein Kaufvertrag.

Die unglückliche, während Jahrzehnten herrschende Theorie, die Eidgenossen bildeten eigentlich gar keine Nation, hat dazu geführt, daß früher massenhaft Leute ins Bürgerrecht aufgenommen wurden, die in keiner Weise assimiliert waren, und die auch gar nicht die Absicht hatten, sich zu assimilieren.

Ausländer erhielten den Bürgerbrief, welche den Ständerat vom Bundesrat nicht unterscheiden konnten, die das Referendum und die Initiative nicht einmal dem Namen nach kannten, ja nicht einmal wußten, daß es eine schweizerische Neutralität gibt.

Heute hat sich das zum Teil gebessert. An vielen Orten wird jetzt nachgeprüft, ob die Kandidaten einigermaßen assimiliert sind. Es werden auch gewisse elementare Kenntnisse unserer staatlichen Einrichtungen und unseres Landes verlangt.

In der Stadt Zürich ist man seit drei Jahren dazu übergegangen, jedes Jahr für die neu aufgenommenen eine kleine Feier durchzuführen. Das ist außerordentlich wichtig. Dadurch wird den neuen Schweizern bewußt, daß es sich bei der Einbürgerung nicht einfach um einen Verwaltungsakt handelt, sondern um eine entscheidende Lebenswendung, um die Aufnahme in eine enge Gemeinschaft, die schweizerische Eidgenossenschaft.

Was den neu Eingebürgerten oft die Freu-

SECHS in EINEM



Spielkarten aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts

de am Bürgerrecht vergällt, das ist die Einstellung vieler alt eingesessener Mitbürger. Man läßt die Betreffenden deutlich fühlen, daß man sie nicht als voll nimmt, daß sie als Papierli-schwyzer nur zweitrangige Bürger sind. Das ist nicht nur taktlos, sondern auch falsch, denn dadurch erschwert man den Assimila-tionsprozeß.

Ich kann auch dem billigen Witz keinen Geschmack abgewinnen, der über jene neu Eingebürgerten lacht, die, kaum ist der Bürgerbrief trocken, im Garten ihrer Villa einen Fahnenmast aufstellen und eine Schweizer Fahne hissen, und die voll Stolz von «unsere Vorfahre, die bei Morgarte gekämpft habe», reden.

Nicht das Blut, sondern der Geist macht ei-nen Eidgenossen, und es ist deshalb möglich, daß ein Papierschweizer mehr Verständnis für die Freiheitskriege unserer Väter hat, als ein anderer, dessen Ahnen wirklich dabei waren.

Überhaupt muß bei dieser Gelegenheit ge-sagt sein, daß jeder Ausländerhaß eine üble Erscheinung ist und mit Vaterlandsliebe nichts zu tun hat. Man kann, wie ich, der Ansicht sein, daß die Zahl der Ausländer ein bestim-mtes Maß nicht überschreiten sollte, man kann eine stärkere Assimilation für nötig halten, aber deshalb, weil es uns oft nicht gelingt, die-se Probleme zu lösen, dies den einzelnen Aus-länder entgelten zu lassen, ist unwürdig. Und immer wieder müssen wir daran erinnern, daß wir den vielen Ausländern, die seit Jahrhun-derten in unser Land strömten, viel zu ver-danken haben, inbegriffen den jetzigen Fremdarbeitern.

Wie ist es nun aber, wenn Ausländerinnen das Schweizer Bürgerrecht durch Heirat er-werben? Die Angehörigen gewisser Staaten – England, Amerika usw. – verlieren bekanntlich in einem solchen Fall ihr altes Bürger-recht nicht, wie ja auch eine Schweizerin auf Wunsch nach der Heirat mit einem Ausländer ihr Schweizer Bürgerrecht behalten kann. Selbstverständlich verlangt man nicht, daß eine Engländerin oder Französin ihr ehemaliges Vaterland verleugne, aber der Wunsch, daß sie sich trotzdem bemühe, sich in der neuen Heimat zu assimilieren, ist berechtigt. Das liegt auch in ihrem eigenen Interesse, sonst wird sie zu einer jener unglücklichen Personen, die nirgends zu Hause sind. In un-seren großen Städten sind diese Frauen nicht selten. Sie treffen sich mit Landsmänninnen,

die in der gleichen Lage sind, und ihre un-befriedigende Stellung äußert sich dadurch, daß sie ununterbrochen über unser Land lamentie-ren.

Es gibt übrigens auch solche Schweizerinnen im Ausland. Wenn die Kinder solcher Mütter in die Schule gehen, wird die Lage noch schlimmer. Die Kinder fühlen sich dann im-mer mehr als Vollschweizer, und die Mutter wird dadurch isoliert.

Fall I

Die Sprache, jede Sprache, dichtet und denkt für uns. Sie besitzt deshalb die größte Assimilationskraft. Wer in der deut-schen Schweiz wohnt, ohne den Dialekt zu sprechen, kann nie richtig eingegliedert wer-den. Ist aber diese Anstrengung zumutbar?

Mir scheint, dafür gebe es zwei einfache Re-geln.

Jeder, der sich längere Zeit in der deutschen Schweiz aufhält, muß unseren Dialekt verste-hen lernen. Tut er das nicht, so macht er sich zum allermindesten seinem Gastland gegen-über einer großen Rücksichtslosigkeit schuldig.

Niemand wird von einem Touristen verlan-gen, daß er Schweizerdeutsch verstehe. Wir nehmen deshalb gerne die Mühe auf uns, uns mit diesen Gästen auf Hochdeutsch, Franzö-sisch, Italienisch oder Englisch zu unterhal-ten. Anders verhält es sich bei längere Zeit hier Ansässigen. Abgesehen davon, daß nicht alle von uns die verschiedenen Fremdsprachen beherrschen, empfinden wir es als Zumutung, sich wegen der Bequemlichkeit des andern ständig anstrengen zu müssen. Sollen fünf oder sechs Schweizer einen ganzen Abend lang fran-zösisch reden müssen, nur weil ein Ausländer, der schon 20 Jahre lang hier wohnt, sich nicht die Mühe genommen hat, sich wenigstens das Verständnis unserer Sprache anzueignen? Das gilt auch für Reichsdeutsche. Hochdeutsch ist für uns bekanntlich eine Fremdsprache, die wir nur verwenden, wenn es nicht anders geht.

Es ist nicht leicht, eine andere Sprache fließend sprechen zu lernen, aber es braucht ver-hältnismäßig wenig, um sich so weit mit ihr vertraut zu machen, daß man alles verstehen kann. Das ist in vielen Fällen die richtige Lö-sung: Der Ausländer spricht seine Mutter-sprache und wir unsere.

Fall II

Ganz anders verhält es sich aber mit jenen Ausländern, die das schweizerische Bürgerrecht erworben haben. Diese sind Zürcher, Basler oder Berner geworden, und von ihnen können wir verlangen, daß sie die Sprache der neuen Heimat übernehmen.

Wenn immer wieder behauptet wird, das sei unmöglich, so ist das ein Märchen.

In einem der vier Radiogespräche, die ich Ende November mit Ausländern durchführte, sagte ich zum Schluß, daß ich es störend fände, daß eine Engländerin, die schon Jahrzehnte in der Schweiz lebe und mit einem Schweizer verheiratet sei, immer noch nicht Schweizerdeutsch spreche.

Auf diese Bemerkung erhielt ich sehr viele Zuschriften. Einige waren zustimmend, die meisten aber durchaus ablehnend.

«Sie scheinen nicht zu wissen», hieß es in einem Brief, «daß es für Ausländer unmöglich ist, Schweizerdeutsch zu erlernen.»

Das stimmt nicht. Der Gegenbeweis wurde erbracht und zwar nicht nur hundertfach, sondern tausendfach.

Es gibt unzählige Beispiele von Deutschen, Franzosen, Engländern, jeden Alters, die ausgezeichnet Schweizerdeutsch gelernt haben. Wir haben im Bund für Schwyzertüütsch während des Krieges für Rückwanderer solche Schwyzertüütschkurse mit bestem Erfolg durchgeführt.

In meinem engsten Bekanntenkreis befinden sich drei junge Frauen, eine Schottin, eine Dänin und eine Holländerin, die Schweizer geheiratet haben, und die innerhalb von zwei Jahren so gut Basel- respektive Zürichdeutsch lernten, daß man sie, zum mindesten in den ersten paar Minuten, für Baslerinnen oder

Die fehlende Ehrfurcht



Photo C. A. de Bary, Genf

Pressephotographen und Filmleute balgen sich um den besten Standpunkt bei einer Prozession.

Zürcherinnen hält. Natürlich sind nicht alle so sprachbegabt, daß es dabei ohne Unterricht geht. Die meisten lernen den Dialekt nur dann, wenn sie Zeit und Energie darauf wenden, sich mit den Wörtern und den grammatischen Regeln vertraut zu machen, genau wie bei einer andern Fremdsprache. Bei vielen Ausländern – und auch bei manchen Schweizern – herrscht aber das merkwürdige Vorurteil, bei den schweizerischen Dialekten handle es sich nicht um eigentliche Sprachen, für deren Gebrauch feste Regeln gelten. Diese Auffassung ist falsch.

Die Methoden sind deshalb die gleichen, wie für das Lernen irgend einer andern Fremdsprache. Für den Anfang empfiehlt es sich, leichte Texte auswendig zu lernen, Kinderverse oder für Kinder in dem betreffenden Dialekt aufgeschriebene Märchen. Außerdem gibt es für das Zürichdeutsch eine ausführliche Grammatik von Albert Weber. Diese kann von dem, der die Stunden erteilt, auch als Grundlage für einen andern Dialekt verwendet werden.

Die Behauptung, Schweizerdeutsch sei nicht erlernbar, stammt aus einer Mißachtung des Dialektes, den viele Ausländer aus ihren Heimatländern mit sich bringen. In Deutschland, wie in Frankreich, wie in Italien, wie in England sind die Dialekte als Sprache der untern Volksklassen verachtet; bei uns ist das nicht so.

Es ist allerdings – leider – richtig, wenn viele Ausländer sagen, sie würden gerne Schweizerdeutsch lernen, aber man gebe ihnen dazu keine Gelegenheit. Sobald man merke, daß Französisch oder Italienisch ihre Muttersprache sei, begännen ihre schweizerischen Partner sich dieser Sprache zu bedienen, um sich eine billige Gelegenheit zu verschaffen, fremdsprachige Konversation zu betreiben.

Auch im Verkehr mit Reichsdeutschen, die versuchen, Dialekt zu sprechen, wendet der Deutschschweizer gerne hochdeutsch an, diesmal nicht, um zu profitieren, sondern aus einem tiefen, sprachlichen Minderwertigkeitsgefühl heraus.

Wenn man hie und da – von Schweizern oder Ausländern – die Ansicht äußern hört, es sei besser, ein Ausländer spreche gut seine Muttersprache, als schlecht Schweizerdeutsch, so ist das ein durchaus nihilistischer Standpunkt. Man kann nicht schwimmen lernen,

ohne sich ins Wasser zu begeben, und man kann keine Sprache lernen, ohne am Anfang viele Fehler zu machen.

Im übrigen ist es gar nicht unsympathisch, sondern hat einen gewissen Charme, wenn man Leute, deren Muttersprache Französisch oder Italienisch ist, Schweizerdeutsch sprechen hört.

Während man vor Jahrzehnten in Zürich Reichsdeutsche einbürgerte, die nicht einmal Zürichdeutsch verstanden, geschweige denn es sprechen konnten, ist man während des Krieges auf meine Anregung hin dazu übergegangen, von den Bewerbern um das städtische Bürgerrecht zu verlangen «Schweizerdeutsch zu verstehen und eine deutschschweizerische Mundart in angemessener Weise zu sprechen.» Diese Bestimmung, die immer noch in Kraft ist, hat sich gut bewährt.

Das besondere Sprachproblem, das sich für Ausländer in der deutschen Schweiz stellt, lässt sich bei gutem Willen ohne Schwierigkeiten lösen. Ein Beweis dafür sind die vielen ausländischen Kellner. Während früher deutsche Professoren nach 20jährigem Aufenthalt behaupteten, Schweizerdeutsch einfach nicht zu verstehen, gibt es heute kaum einen italienischen oder österreichischen Kellner, der nicht schon nach einem Jahr fast alles versteht.

Eine innereidgenössische Frage

Das Assimilationsproblem – sprachlicher und anderer Art – besteht aber nicht nur für Ausländer, sondern auch für Schweizerbürger, die in einen andern Kanton ziehen, ja, wenn auch in geringerem Maße, überhaupt für jeden, der die Wohngemeinde wechselt.

Auch hier entstehen schwierige Fragen, denen wir unbedingt mehr Aufmerksamkeit schenken sollten. Sie röhren aber bei aller Bedeutung doch nicht an die Grundlagen unserer nationalen Existenz. Die nicht assimilierten Berner in Zürich, oder Deutschschweizer im Tessin, oder die Zuzüger in einem Industriestandort, die in keiner Weise am Gemeindeleben teilnehmen, stellen zwar eine Belastung unserer föderalistischen Struktur dar, und sie beeinträchtigen das Eigenleben der Gemeinde, sie gefährden aber nicht die Eidgenossenschaft als solche. Auch wenn sie es an der nötigen lokalen Anpassung fehlen lassen, so sind sie deswegen nicht schlechtere Eidgenossen.